Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Band: 6 (1899)

Heft: 23

Artikel: Sprachliche Lesefrüchte

Autor: S.M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-540464

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprachliche Lesefrüchte.

(Von S. M., Lehrer in Kt. Luzern.)

Deutlichkeit und Bequemlichkeit.

Das Gewöhnliche ist immer auch bequem; je öfter wir etwas geübt haben, desto weniger emfinden wir die Kraftanstrengung. Aber vorhanden ist diese Anstrengung immer; daher ist auch immer das Bestreben vorhanden, die Anstrengung zu verringern, Kräfte zu sparen, es uns noch bequemer zu machen. Es ist leicht, dies in der Art, wie wir unsere Muttersprache handhaben, zu beobachten. Wir halten es damit, wie mit der Kleidung, und erlauben uns nur gar zu gerne ein Négligé, wenn wir uns einbilden, daß es uns von andern erlaubt werde. Jetzt artikulieren wir mangelhaft, nuscheln, murmeln, muffeln mit träger Mundbewegung; jetzt wieder werfen wir ein paar abgerissene Worte hin statt eines rechtschaffenen Satzes: — in beiden Fällen ist es eine körperliche Kraftersparnis, die wir uns gönnen. Ferner fallen wir unbedenklich aus der Konstruktion oder ergehen uns in gedankenlos breitem Geplausche und huldigen somit einer geistigen Trägheit. Sehen wir von jenen Ausnahmefällen ab, wo ein spielerischer oder künstlerischer Sinn sich in der Formung der Rede gefällt, so gilt für die Sprache der wirtschaftliche Grundsatz, daß der Zweck mit möglichst geringem Aufwande erreicht werden soll.

Es ist nun wohl einzusehen, in welchen Richtungen die beiden Faktoren wirken: Der Zweck der Verständlichkeit und die Neigung zur Kraftersparnis. Beide wirken zunächst erhaltend; denn das Ueberkommene pflegt gewohnt, darum zugleich für den Hörer verständlich und für den Redner verhältnismäßig bequem zu sein.

Immer neigt das Bequemlichkeitsbedürfnis, die Trägheit dahin, sich auch das Unerläßliche zu erlassen. Und das heißt soviel, wie durch Vernachlässigung zerstören; denn in der Sprache bleibt nur das erhalten, was gebraucht wird. Nun kann freilich der häufige Gebrauch zur Abnutzung führen. Alltägliche Redensarten werden undeutlich ausgesprochen, zur Hälfte verschluckt. Formwörter und Wortformen werden schwach betont, in ihrem Lautbestande geschädigt, endlich wohl ganz unterdrückt. Was früher verschieden klang, klingt jetzt einerlei, und so wird die Sprache in ihrem Aeußern ärmlicher. Das wäre an sich eher ein Gewinn, als ein Fehler. Denn die Sprache ist ein Mittel, und unter den verschiedenen Mitteln, die zum Zwecke führen, ist in der Regel das einfachste, das beste. —

Das Bedürfnis nach Deutlichkeit und Anschaulichkeit, nach Eindringlichkeit der Rede tut sich nicht leicht genug. Einfache grammatische Beziehungen werden umschrieben, um recht scharf hervorzutreten, Kasus werden durch Präpositionen, diese durch sinnverwandte Substantiva ersetzt, und was dessen mehr ist. Flüche, Schwüre, rhetorische Fragen treten an die Stelle einfacher Versicherungen; gedankenlos werden überschwängliche Prädikate gebraucht, und alles das kann Mode und somit Rechtens werden.

Das Gleiche kann aber auch mit jenen Flüchtigkeiten geschehen, die sich die Bequemlichkeit gestattet, mit undeutlichen Artikulationen, Ellipsen und syntaktischen Nachlässigkeiten aller Art. Wir müssen immer daran denken, daß jede Neuerung in einer Sprache von Hause aus ein Fehler war. Ist aber ein Fehler geringfügig genug, um übersehen oder geduldet zu werden, so hat er schon den Prozeß halb gewonnen. Und wird er von einer tonangebenden Persönlichkeit oder Klasse begangen, so hat das zehnte Mal die Menge nicht den Mut, ihn zu mißbilligen. Die eigentümlich schnarrend näselnde Sprache, die man früher nur in preußischen Offizierskreisen hörte, kommt immer

mehr in Uebung. Für das militärische Kommando ist sie zweckmäßig und bequem, weil weithin vernehmbar, und so erklärt es sich wohl, daß sie auf dem Exerzierplatze in Aufnahme gekommen und da zu einer Art Standessprache geworden ist. Die Offiziere entstammen aber den höhern und höchsten Ständen und zählen überall zur erst n Gesellschaft. Innerhalb dieser bilden sie eine durch ihre Geschlossenheit mächtige Körperschaft, der anzugehören den Ehrgeiz reizt. Wer es kann, wird mindestens Reserveoffizier und kehrt dann auch im Civilleben die militärische Seite heraus. Dahin gehört auch der militärische Ton der Rede, den jetzt schon Leute nachäffen, vie die einen Degen getragen haben.

Hier ist man nun eigentlich in einen neuen Gedankenkreis eingetreten; denn jene Ziererei beruht weder auf der Bequemlichkeit noch auf dem Streben nach Deutlichkeit, sondern auf dem eitelen Verlangen, für etwas zu gelten, was man nicht ist. Das aber heißt im vorliegenden Falle soviel als: Die Gewohnheit eines fremden Standes annehmen, um zu tun, als gehörte man diesem an. Und eben diese Gewohnheit beruhte ursprünglich auf Bequemlichkeit und Deutlichkeit.

Nirgends versteht man es besser, Bequemlichkeit mit Schnelligkeit und Sicherheit zu verbinden, als in den großen Mittelpunkten des geschäftlichen Verkehrs. Die Menge der Aufgaben und Bedürfnisse drängt zu rascher und möglichst müheloser Erledigung, und einer lernt vom andern. So auch in der Sprache, die hier wie die landläufige Münze nicht nach der Schönheit und Reinheit des Gepräges, sondern nach ihrem Gehalte geschätzt wird. Da schleift sich das Lautwesen ab, und die Phraseologie entwickelt sich zu ausdrucksvoller Knappheit. Wer die Sprachen nur vom archäoligischen Gesichtspunkte aus betrachtet, dem mag dabei das Herz bluten; denn was ihm als Unart und Verderb gilt, das strömt von diesen großen Centren aus in immer weitere Kreise. Auch ist es wahr, viel Gutes und Schönes kann dabei verderben, zumal da, wo der Verkehr allzu vorwiegend kalt geschäftlich ist. Die Sprache wird dann wohl glatt, aber auch hart.

Nicht immer jedoch ist das Deutlichkeitsbedürfnis seinem Grunde und Zwecke nach geschäftlich: es kann auch gemütlich und ästhetisch sein, und dann redet man wohl lieber von ausdrucksvoller, anschaulicher, eindringlicher Sprache, als von deutlicher. Und doch ist es im Grunde immer die Deutlichkeit, auf die es dabei ankommt. Es fragt sich nur: Was soll angedeutet werden, was wird bedeutet? Auch jene Formen und Wendungen in der Rede dienen der Deutlichkeit, in denen der Redende seine Subjektivität äußert oder auf die Stimmung des Hörers einwirken will, jene Partikeln und Phrasen, die der Rede das Gepräge breiter Gemütlichkeit, bedächtiger Ueberlegung oder heftiger Erregung verleihen, die Aeußerungen der Bescheidenheit und Höflichkeit, Umschreibungen aller Art, Euphemismen und ihr Gegenteil, die der Sache besondere Merkmale abgewinnen, — man denke an die vielerlei Ausdrücke für sterben, betrunken sein u. s. w. Deutlich in diesem Sinne ist das Persönliche und Zarte nicht minder, als das Sachliche und Derbe.

Das lautsymbolische Gefühl.

Jeder Mensch verhält sich zunächst zu seiner Muttersprache naiv: sie ist ihm natürlich, und so lange er es nicht erlebt hat, daß andern Leuten eine Sprache ebenso natürlich ist, dünkt es ihm, als könnten die Dinge gar nicht anders heißen, als sie bei ihm Daheim benannt werden. Man hat glaubhafte Anekdoten, die darauf hinauslaufen. So die von einem Bauern, der sagte: Aber die Franzosen sind närrische Leute, — die nennen ein Pferd Schewal! Oder die von dem Manne, der sich wunderte, daß drüben in Frankreich schon

die kleinen Kinder französisch sprechen. Für solche naive Gemüter besteht in der Tat der Zusammenhang zwischen Ding und Wort; dieselben Laute erwecken immer dieselbe Vorstellung, und nun erweckt auch umgekehrt derselbe Gegenstand immer die nämliche Lautvorstellung. Das Ding und sein Name machen auf uns denselben Eindruck, und wo es halbwegs angeht, knüpft unser Gefühl ein Band zwischen dem Klange des Wortes und dem Inhalte der Vorstellung, die das Wort erweckt. Der Laut gilt für symbolisch; das Wort „gelind" scheint einen gelinden Klang zu haben, „hart" einen harten, „süß" einen süßen, „sauer" und „herb" einen sauern und herben. Ob in „hüpfen, springen, schleichen, hinken, humpeln, schreien, wehen, graupeln, tönen, läuten, schnappen, zerren" u. s. w. geschichtlich Schallnachahmungen zu Grunde liegen oder nicht, ist diesem Gefühle ganz gleichgültig, — ihm dünken die Laute symbolisch. Und ähnlich wird wohl den meisten Deutschen zu Mute sein bei einer Menge Substantiva, z. B. Busch, Strauch, Nuß, Splitter, Faser, Tropfen, Schnecke, Eidechse, Rabe, Eule, Fuchs, Luchs, Säge, Feile, Lappen, Runzel, Sense, Sichel, Zange. Für unser Empfinden sind Wörter wie „Blitz" und „Donner," „rund" und „spitz" so innig und naturnotwendig mit ihren Bedeutungen verwachsen, daß wir uns den Fall kaum denken können, es hätten diese beiden Wortpaare ihre Bedeutung ausgetauscht. Statt Hund: Katze, statt Katze: Spatz zu sagen, würde uns nicht zu arg zuwider sein, weil hier die Laute dem symbolisierenden Gefühle weniger Anhalt bieten.

Je mehr wir in einer Sprache eingelebt sind, desto inniger verknüpfen sich Laut und Sinn ihrer Wörter in unserer Seele, desto mehr sind wir geneigt, zwischen lautähnlichen Wörtern Begriffsverwandtschaften zu ahnen. Der Hergang ist ein rein natürlicher, psychologischer: wir finden, empfinden, ohne zu suchen, unser Gefühl etymologisiert so zu sagen ohne sprachgeschichtliches Gewissen, wohl auch geradezu gegen unsre bessere Einsicht, und pfropft auf einander, was aus verschiedenen Wurzeln erwachsen ist. An „stehen" reiht sich „steif, starr, Stock, Stamm, steil, stopfen, stauen, Stab, stützen, stemmen," einerlei, ob und wieviel sie mit der Wurzel stha zu tun haben. Aehnlich ist es mit andern Gruppen, wie

— zucken, zupfen, zausen, zerren, Zaum;
— glatt, gleißen, glänzen, glimmen, glühen;
— klappen, klatschen, — und klaffen, Klammer;
— Schuft, Schelm, Schurke, Schubiak;
— straff, streng, stramm, strotzen.

So bei gleichem Anlaute, alliterierend. Aber auch Assonanz und Reim, In- und Auslaut können ins Spiel kommen. Da mag sich dann wohl zucken zu rucken, ducken, mucken gesellen, weinen zu greinen, — flimmern zu schimmern, glimmen, — schütteln zu rütteln, — Ranke zu schlank, schwanken, wanken, — lügen zu trügen, das wohl jenem zuliebe seinen Vokal verändert hat: früher hieß es triegen. Hier wird buchstäblich Lug und Trug im Spiele gewesen sein. Stemmen verknüpft sich durch Alliteration mit stehen, steif u. s. w., durch den Reim aber mit hemmen, klemmen; sinnverwandt ist es nach beiden Richtungen. Unser Gefühl wird nicht entscheiden, ob stemmen = stehend hemmen oder = hemmend stehen, oder etwa = durch Hemmen im Stehen erhalten ist, — genug, es empfindet bei „stemmen" den lautlichen und inhaltlichen Anklang an stehen und hemmen. In Schuft, Schurke, Hund, Lump und einigen andern Schimpfwörtern, in dumm, stumm, stumpf, dumpf, Dunst, Wust hat der tiefe Vokal etwas Stimmungsvolles; dagegen läßt man sich in der Bezeichnung für den geriebenen, gewiegten, pfiffigen Spitzbuben, für den filou und fripon, das spitzige „i" gern gefallen.